

LINWOOD
BARCLAY



»GRANDIOS!« STEPHEN KING

KOMM
SPIELEN

atb

THRILLER

LINWOOD
BARCLAY


**KOMM
SPIELEN**

LINWOOD
BARCLAY

KOMM SPIELEN

THRILLER

AUS DEM AMERIKANISCHEN
VON JULIAN HAEFS

 aufbau taschenbuch

Die Originalausgabe unter dem Titel
Whistle
erschien 2025 bei William Morrow, New York.

ISBN 978-3-7466-4249-9

Aufbau Taschenbuch ist eine Marke der
Aufbau Verlage GmbH & Co. KG

1. Auflage 2026

Deutsche Erstausgabe

© Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin 2026

www.aufbau-verlage.de

10969 Berlin, Prinzenstraße 85

Copyright © NJSB Entertainment Inc, 2025

Der Verlag behält sich das Text- und Data-Mining nach §44b UrhG vor,
was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlages untersagt ist.

Bei Fragen zur Sicherheit unserer Produkte wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@aufbau-verlage.de.

Satz Greiner & Reichel, Köln

Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

Printed in Germany

Für Neetha

PROLOG

Weihnachten 2001

Langsam sah es so aus, als hätte der Weihnachtsmann Jeremy dieses Jahr einfach im Stich gelassen. Alle Geschenke unter dem Baum waren ausgepackt, aber keine PlayStation dabei.

Verfluchter Mist, dachte er.

Jeremy war erst sieben und sollte solche Ausdrücke eigentlich nicht benutzen, nicht mal in Gedanken, aber seine ältere Schwester Glynis war schon neun und hatte ihm viele verbotene Wörter beigebracht. Nicht dass er die meisten davon nicht eh schon gekannt hätte. Auf dem Schulhof hörte er so einiges. Er hätte viel schlimmere Sachen denken können als *verfluchter Mist*.

Und er wusste außerdem, dass nicht der Weihnachtsmann ihn im Stich gelassen hatte, sondern Mom und Dad. Auch in dieser Hinsicht hatte Glynis ihm den Kopf zurechtgerückt. »Den Weihnachtsmann gibt's nicht«, hatte sie ihm erklärt, als sie im Keller eine Folge *Bob, der Baumeister* schauten. »Es gibt keinen Typen, der am Nordpol wohnt und mit seinem Zauberschlitten in nur einer Nacht Geschenke zu jedem Haus auf der ganzen Welt bringt. Was für ein Baby muss man sein, um an so Zeug zu glauben? Und wo wir schon dabei sind, die Zahnfee und der Osterhase sind genauso ein Bullshit.«

Glynis kannte nicht nur alle Schimpfwörter, sie wusste

auch, wie man sie gekonnt einsetzte. Und sie wusste noch viel mehr, vor allem, weil sie bei ihrer Freundin Sally zu Hause regelmäßig *Sex and the City* schaute, denn die hatten das auf Video. Sallys Tante wohnte in Boston und hatte HBO und nahm die Folgen für Sallys Mom auf. Hätten Jeremys Eltern gewusst, dass Glynis mit sämtlichen sexuellen Eskapaden von Carrie Bradshaw und ihren Freundinnen vertraut war, hätten sie einen Schlaganfall gekriegt, alle beide.

Jeremy wusste, dass es seiner Schwester weniger darum ging, ihm die Wahrheit zu erzählen, als darum, seine schönsten Illusionen kaputt zu machen. Nichts machte ihr mehr Spaß, als ihren kleinen Bruder zu quälen.

An diesem besonderen Weihnachtsmorgen in einem Jahr, als man sich überhaupt nur schwer vorstellen konnte, dass etwas Gutes passierte, hatte Glynis ganz schön abgeräumt: neue Kleider, neue Schuhe und eine von diesen Bratz-Puppen – so ähnlich wie Barbie, nur total Grufti. Klar, Jeremy hatte ein LEGO-Set von Harry Potter bekommen, und das war schon okay, aber eine PlayStation war es eben nicht.

Aber dann sagte sein Vater: »Warte mal kurz. Es gibt noch eine Sache. Ich hatte keine Zeit, sie einzupacken.«

Jawoll! Das musste sie einfach sein. Dad hatte sich die PlayStation für den Schluss aufgehoben. *Eins zu null für dich, Papa.* Gerade als Jeremy gedacht hatte *Game over* (hihi), lieferte Dad doch noch ab.

Sein Vater verschwand aus dem Wohnzimmer und ging nach draußen, ohne die Tür zuzumachen. Eisiger Wind fegte durchs Haus. Der Kofferraum knallte zu, und kurz darauf war Dad wieder da und schob die Tür mit dem Bauch zu, weil er die Hände voll hatte.

Er trug einen so großen Pappkarton, dass er das Kinn da-

rauflegen konnte. Auf der Seite stand in großen Buchstaben SPEE.

Sollte das ein Witz sein?

Hatte Dad ihm einen Jahresvorrat Waschpulver gekauft? Auf jeden Fall war es eindeutig kein PlayStation-Karton. Aber noch gab Jeremy die Hoffnung nicht auf, dass sich *in* dem SPEE-Karton vielleicht ein PlayStation-Karton verstecken könnte. Dad wollte ihn nur wieder veräppeln.

Sein Vater beugte sich vor, stellte den Karton auf dem Boden ab und keuchte erschöpft. »'Ne Menge Zeug da drin.« Er ging in die Hocke, um den Karton aufzuklappen, winkte dann aber Jeremy, rüberzurutschen und es selbst zu machen. »Ran an den Speck.«

Fieberhaft machte Jeremy sich ans Werk. Er zerrte die vier Laschen auf und rief, noch bevor er sah, was sich im Karton befand: »Ich wusste, du holst sie! Ich wusste, du kaufst mir die Play-«

Er stockte.

In dem Karton war keine Spielekonsole. Was würde Glynis an seiner Stelle sagen? *Was zur Hölle?* Der Karton war voll mit ...

Zügen. Eine saublöde Spielzeugeisenbahn.

Jeremy schaute seinen Vater an, außerstande, seine Enttäuschung zu verbergen.

»Nein, nein, du wirst die lieben«, sagte sein Vater hastig, weil der Junge aussah, als würde er gleich losheulen. »Das ist viel besser als irgendein dämliches Videospiel. Das macht so viel mehr Spaß, glaub mir! Als Kind hatte ich auch Eisenbahnen, von Lionel und American Flyer, die werden immer noch hergestellt ...«

»Züge sind voll langweilig«, sagte Jeremy.

Die Worte bohrten sich wie ein Messer ins Herz seines Vaters. »Gib ihnen 'ne Chance. Schau mal, was wir hier haben.«

Er zog der Reihe nach einen Güterwagen, einen Begleitwagen und eine schwere schwarze Dampflokomotive aus Metall hervor. Nichts davon steckte in der Originalverpackung, dafür war alles sorgfältig in Zeitungspapier eingewickelt. Ein Schnipsel mit Impressum – auf dem *Burlington Free Press* stand – ließ erahnen, woher die Spielzeugeisenbahnen kamen.

»Das ist ja *gebrauchtes* Zeug«, zischte Glynis verächtlich.

»Wo hast du das alles her?«, fragte Jeremys Mutter ihren Mann.

Während Jeremy immer mehr Waggons und Zubehör hervorholte – einen Tankwagen, einen Flachwagen mit einem Helikopter drauf, einen kleinen Bahnhof, einen Wasserturm –, sagte sein Vater: »Weißt du noch, der Neue bei mir in der Firma? Wendell? Wendell Comstock? Den wir neulich beim Pizzaessen getroffen haben?«

Sie versuchte sich zu erinnern und verzog das Gesicht. »War das der arme Mann, der gerade erst hergezogen ist? Wo kam er noch mal her?«

»Aus Vermont, direkt hinter der Grenze.« Er machte eine Pause und senkte den Kopf. »Aus Lucknow.«

»O Gott, *Lucknow*. Dann ist er da gerade noch rechtzeitig raus.«

»Ja, er ist kurz vorher weggezogen.«

»War seine Frau eins der Opf-«

»Nein«, sagte er und flüsterte dann, damit die Kinder es nicht hören konnten. »Sie ist ein oder zwei Wochen vorher an einem Stromschlag gestorben. Aber er ist hier aufgewachsen. Seine Schwester wohnt in Fenelon. Er hat sein Haus verkauft und ist wieder hergezogen. Unfassbar, was da passiert ist.«

Er schüttelte traurig den Kopf. »Auf jeden Fall hat er den Karton mit zur Arbeit gebracht, und ich dachte, er will ihn verkaufen, aber er wollte ihn dem Erstbesten schenken, der ihn haben will, weil er es selbst nicht gebrauchen kann. Die Umzugsfirma hat ihn wohl eingepackt, ohne dass er's mitgekriegt hat. Da hab ich gesagt: ›Hey, ich kenne da 'nen Jungen, der das lieben wird.« An der Stelle bedachte er Jeremy mit einem breiten Lächeln. »Probier's wenigstens mal aus, okay, Kumpel?«

Er griff in den Karton, holte mehrere Gleisabschnitte heraus und dann einen schweren schwarzen Kasten, etwa halb so groß wie ein Laib Brot. »Das hier ist der Trafo, der ist brandneu. Wendell hatte den alten nicht mehr, der ursprünglich dazugehörte, also hab ich den hier in einem Hobbyladen in Binghamton erstanden.« Er grinste. »Ohne den können die Züge nicht fahren.«

Er stellte den Trafo ab, griff wieder in den Karton und kramte einen knallroten, fast dreißig Zentimeter langen Waggon hervor, auf dem SANTA FE stand. Den hielt er seinem Sohn unter die Nase. »Bloß, weil da SANTA draufsteht, hat es noch nichts mit dem Weihnachtsmann zu tun. Santa Fe war eine sehr bedeutende Eisenbahngesellschaft in der amerikanischen Geschichte. Und guck mal: Die Türen gehen auf und zu, und die Kupplungen funktionieren, und das Ding sieht einfach total echt aus.«

Mit überschaubarer Begeisterung ließ Jeremy zu, dass ihm sein Vater den Waggon zur genaueren Begutachtung in die vorgestreckten Hände drückte.

Und da passierte etwas.

Jeremy spürte ein ... ja, was genau? Einen Stromschlag? Nein, das konnte nicht sein, der Trafo war nicht mal einge-

stöpselt. Trotzdem war da was ... wie ein Kribbeln. Es dauerte zwar nur eine Millisekunde, aber er spürte es den ganzen Arm hinauf.

Er hielt sich den Waggon dicht vors Gesicht und untersuchte ihn. Strich mit den Fingern über die Seiten, befühlte die winzigen Hubbel, die Nieten darstellen sollten, machte die Türen auf und zu, drehte mit dem Zeigefinger die dicken Metallräder.

»Ziemlich cool, oder?«, sagte sein Vater.

Jeremys anfängliches Desinteresse verwandelte sich langsam, aber sicher in so etwas wie Begeisterung. »Können wir sie fahren lassen?«

»Lass uns eine Strecke einmal um den Baum bauen.«

Jeder Gleisabschnitt hatte eine dritte Schiene, die in der Mitte verlief. »Da fließt der Strom durch, und die äußeren Schienen sind die Erdung«, erklärte sein Vater. »Damit es keinen Kurzschluss gibt. Aber keine Sorge, du kriegst davon keine gewischt.«

Sobald sie die Gleise zu einer runden Strecke zusammengesteckt hatten, zog Jeremy noch mehr Teile aus dem SPEE-Karton und fing an, sie vorsichtig auf die Gleise zu setzen, wobei er darauf achtete, dass die Spurkränze auf den Innenseiten der Gleise saßen. Jetzt fehlte nur noch die Lokomotive, um den Zug einsatzbereit zu machen.

Jeremy hob die schwere Dampfloch hoch, auf deren Kohlewagen PENNSYLVANIA prangte.

»Darin hatten sie die ganze Kohle, um die Lok am Laufen zu halten«, sagte sein Vater. »So was sieht man heutzutage nicht mehr.«

Im Führerhaus der Lokomotive saß ein winziger Lokführer an den Schalthebeln. Er trug einen Overall und eine gestreifte

Mütze und sein Kopf war nicht größer als eine Erbse. Jeremy beugte sich vor, um ihn besser sehen zu können.

»Sieht richtig echt aus, oder?«, sagte sein Vater.

»Er hat mir zugezwinkert«, meinte Jeremy, und sein Vater lachte. Der Junge drehte die Lok, nahm sie in beide Hände und schaute direkt in die großen Frontscheinwerfer.

»Das Licht geht an, sobald wir sie auf die Schienen setzen und den Strom einschalten«, sagte sein Vater, was Jeremy irgendwie komisch vorkam, weil er auch jetzt schon ein schwaches Leuchten in den Birnen sehen konnte.

Glynis kämmte ihrer Bratz-Puppe die Haare und war gelangweilt und genervt, dass diese blöde Eisenbahn so viel Aufmerksamkeit bekam. »Wann gibt's denn jetzt endlich Frühstück?«

Als Jeremy die Lok auf die Schienen setzte, spürte er wieder dieses Kribbeln. Es war schwer zu beschreiben, aber es fühlte sich ungefähr so an wie dieser alte Scherzartikel, den sein Freund Ricky mal an ihm ausprobiert hatte: ein Handschocker, den er in der Spielzeugkiste seines Vaters gefunden hatte. Wenn man damit jemandem die Hand gab, bekam der einen kleinen Stromschlag. Aber das hier war viel sanfter. Eher unterschwellig, fast angenehm.

Jeremys Vater verband die beiden Kabel an der Unterseite der Schienen mit den beiden Klemmen am Trafo, zog die Gewinde fest, damit der Strom gut fließen konnte, und stöpselte den Trafo ein. Obendrauf gab es einen Drehknopf, mit dem man Gas geben konnte, wie er erklärte.

»Schmeiß sie an!«

Jeremy drehte den Knopf, und wie von Zauberhand gab die Lokomotive ein elektrisches Summen von sich, die Scheinwerfer erstrahlten, und als er den Knopf noch weiter drehte, setzten sich die Räder in Bewegung. Aus dem Schornstein pufften

»Viel Spaß!«, sagte sein Vater und ging mit seiner Mutter in die Küche.

Vorsichtig legte Jeremy einen Finger auf die Gleise und zog ihn gerade noch rechtzeitig weg, bevor der Zug das nächste Mal vorbeikam. Wieder spürte er dieses leichte Kribbeln. Er wusste, dass das eigentlich nicht passieren sollte, aber *etwas* spürte er auf jeden Fall. Vielleicht war dieser Zug anders, besonders, vielleicht sogar ...

»Ups!« Mit einem gezielten Tritt beförderte Glynis den Zug von den Schienen.

Jeremy war so gebannt, dass ihn die Entgleisung traf, als würde er aus einem Traum gerissen. Erst sah er den umgestürzten Zug an, dann drehte er langsam den Kopf und sah seine Schwester an.

»Du hast ein *gebrauchtes* Geschenk gekriegt. Den alten Müll von irgendwem. Meine Bratz-Puppe ist *brandneu*. Ich klau mir deine Zimtschnecke.« Glynis setzte ihre Puppe aufs Sofa und stolzierte in die Küche.

Jeremy sann darüber nach, was seine Schwester ihm schon alles angetan hatte, während er die von ihr angerichtete Zerstörung betrachtete, dieses Zugunglück in Miniaturformat. Wie sie ihm die Wahrheit über den Weihnachtsmann und den Osterhasen verkündet hatte. Wie sie einmal Hasenkötter in seinen Eisbecher getan hatte. Ihm eine tote Kröte in seine Laufschuhe gesteckt hatte. Allen in der Schule erzählt hatte, dass er ins Bett machte. Wie sie einmal drei Dollar aus dem Portemonnaie ihrer Mutter geklaut hatte und ihm, als es so aussah, als könnte sie erwischt werden, die Geldscheine unters Kopfkissen gesteckt hatte. Als Mom die Betten machte, hatte sie das Geld entdeckt und Jeremy kein Wort geglaubt.

Glynis war eine sehr, sehr böse Schwester.

Sie quälte ihn. Er war ihr Opfer. So war es immer gewesen. Schon oft hatte er über Rache nachgedacht, aber alles, was er hätte versuchen können, wäre doch wieder auf ihn selbst zurückgefallen. Er konnte ihr nicht einfach eine Klebebande an den Haaren ziehen oder eine Schlange in ihre Unterwäscheschublade stecken. Er wünschte, er wäre kreativer und könnte einen Weg finden, ihr eine Lektion zu erteilen, der seine Eltern nicht auf die Schliche kamen.

Als er sich umdrehte, fiel ihm die Bratz-Puppe auf, die Glynis aufs Sofa gesetzt hatte und die jetzt mit toten Augen ins Leere starrte. Und da, auf dem Boden, lag das grüne Band von den ausgepackten Geschenken.

Eine Idee nahm Gestalt an.

Jeremy dachte an die Cartoons, die sein Dad als Kind geliebt und ihm auf seinen alten Videokassetten gezeigt hatte. In einem ging es um den dümmlichen Bergpolizisten Dudley Do-Right, der dauernd seine Angebetete retten musste, die immer wieder vom fiesen Snidely Whiplash an die Gleise gefesselt wurde.

Jeremy nahm die Puppe vom Sofa, legte sie quer über die Schienen und fesselte sie mit dem grünen Geschenkband. Dann setzte er Lok und Waggons wieder auf die Gleise.

Mal gucken, wie es Glynis gefiel, wenn ihr *neues* Spielzeug von seinem *gebrauchten* Zug überfahren wurde.

Er legte den Knopf so heftig um, dass die Räder durchdrehen, ehe sie Haftung gewannen. Nur noch eine halbe Runde bis zum Ziel. Und kein Dudley Do-Right in Sicht, um Glynis' Weihnachtsgeschenk zu retten.

Als Jeremy der Puppe ins Gesicht sah, glaubte er eine Sekunde lang, das Gesicht seiner Schwester zu sehen.

Das war natürlich nicht möglich. Er blinzelte, und die Puppe wurde wieder zur Puppe.

Tufftufftufftufftufftufftuff.

Jeremy drückte den Knopf für die Pfeife.

Tuut-tuut!

Um die letzte Kurve. Fast da. Kurz vor dem Aufprall.

Tufftufftufftufftufftufftuff.

Und dann: *Rumms!*

Was für ein herrliches Chaos. Die Puppe wurde durchs Zimmer geschleudert, das dünne Geschenkband von den Rädern der Lok zerteilt, bevor die Maschine entgleiste und umkippte und die angeschlossenen Waggons mitriss. Ein gewaltiges Zugunglück, das mit jedem Film mithalten konnte, fand Jeremy.

Dann ein lautes Klirren aus der Küche. Gefolgt von einem markerschütternden Schrei.

Jeremy sprang auf und rannte zur Küchentür.

Mutter, Vater und Schwester drängten sich um die Spüle, Glynis in der Mitte hielt die Hand über ein paar Teller, die dort im Wasser einweichten. Zu ihren Füßen lauter Glassplitter. In Strömen tropfte das Blut von Glynis' Hand.

»Großer Gott!«, rief Jeremys Mutter. »Ruf einen Krankenwagen!«

Dafür sei jetzt keine Zeit, meinte Jeremys Vater, er werde den abgetrennten Finger mit Eiswürfeln in ein Geschirrtuch wickeln und Glynis selbst ins Krankenhaus fahren, vielleicht könnten sie ihn wieder annähen, wie zum Teufel konnte das überhaupt passieren, und dann schrien Jeremys Eltern sich gegenseitig an, während Glynis weiter heulte.

Jeremy ging zurück ins Wohnzimmer.

Er fand die Puppe. Ihre rechte Hand fehlte, wie fein säuber-

lich mit einer Schere abgetrennt. Er fand sie zwischen zwei Metallschwellen an der Unterseite des Zugs, und ließ sie tief in der Hosentasche seiner Jeans verschwinden.

Sobald Lok und Waggons wieder auf den Schienen standen, versetzte er den Zug in ein schön gleichmäßiges Tempo, ließ sich wieder auf den Boden plumpsen, stütze sich auf die Ellbogen und den Kopf in die Hände und sah zu, wie der Zug ringsherum fuhr, ringsherum, ringsherum.

Tufftufftufftufftufftufftuff.

AKT I

—

A N N I E

EINS

»Ich glaub, ich muss eine Weile raus aus der Stadt«, sagte Annie Blunt und nahm einen großen Schluck von ihrem Cocktail.

»Urlaub, oder was?«, fragte Finnegan Sproule und sah sich nach dem Kellner um. Annies Glas war fast leer.

Annie schüttelte den Kopf. Ihre langen krausen Haare wogten über ihren Schultern. »Tapetenwechsel. Ein oder zwei Monate, mehr nicht. Auf jeden Fall einen Teil des Sommers. Ich würde auf der Stelle packen und losfahren, aber ich will Charlie nicht vor den Zeugnissen aus der Schule nehmen. Irgendwo aufs Land. Ein kleines Städtchen, keine Ahnung.«

»Aber im September seid ihr wieder da?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Wenn's uns da gefällt, könnten wir auch bleiben.«

»Du hast immer in New York gelebt.« Finnegan lächelte. »In einer Kleinstadt würdest du durchdrehen. Wo willst du gute Bagels herbekommen?«

»Dann essen wir eben Toastbrot. Mit Erdnussbutter geht alles. Es gibt eine Welt jenseits von Manhattan.«

Finnegan gab sich nachdenklich. »Da bin ich mir nicht so sicher. Klar, im Sommer kann es so heiß werden, dass einem die Schuhe am Asphalt klebenbleiben. Aber im Herbst, sobald sich die Blätter im Central Park verfärben?«

»Als ich heute Morgen aus der Tür gekommen bin, hat eine Journalistin auf mich gewartet.«

Er verzog das Gesicht. »Kacke.«

»Von *Vanity Fair*, hat sie gesagt. Sie hat mir schon mehrere Mails geschrieben und keine Antwort bekommen, also wollte sie mir mal persönlich auflauern und hören, ob es je ein weiteres Buch gibt.«

»Was hast du ihr gesagt?«

»Sie soll sich verdammt noch mal verpissen, das hab ich ihr gesagt.«

»Es gab ein paar Spekulationen in den einschlägigen Branchenblättern«, sagte Finnegan.

»Sollen sie spekulieren. Das geht niemanden was an.«

»Na ja«, meinte er zögerlich. »Das stimmt so nicht ganz.«

Annie warf ihm einen Blick zu. »Ich weiß. Ich schulde dir noch ein Buch.«

Finnegan hob die Hände. »Ich sag nur, dass von deiner Entscheidung eine Menge abhängt. Deine Bücher haben sich fast fünfzehn Millionen Mal verkauft, und deine Fangemeinde wächst immer weiter. Erst eine Generation, dann noch eine und noch eine. Diese Bilderbücher von Sandra Boynton werden immer noch nachgedruckt. Und schau dir *Ich lieb dich für immer* von Robert Munsch an. Das ist in den Achtzigern erschienen und verkauft sich weiter Jahr für Jahr wie blöd und wird es auch noch, wenn wir beide längst unter der Erde sind.«

Innerlich biss er sich bei seiner Wortwahl auf die Lippe. Das war kein Satz, den man einer Person gegenüber aussprechen sollte, die so ein Jahr hinter sich hatte wie Annie Blunt. Aber falls sie Anstoß an seinen Worten nahm, zeigte sie es nicht.

Finnegan ließ nicht locker. »Du spielst selbst in dieser Liga. Deine Bücher sind zeitlos. Es gibt keinen Grund, warum Leute aufhören sollten, sie zu kaufen.«

»Die werden sich mit der Backlist begnügen müssen«, sagte sie. »Es wird einfach keine neuen mehr geben.«

Der nächste Band über Pierce den Pinguin war schon fürs Frühlingsprogramm angekündigt. Das gesamte Budget des Imprints war dafür veranschlagt. Aber Annie hatte nicht abgeliefert, hatte nicht mal eine einzige Seite entworfen. Um wie geplant im Mai zu erscheinen, hätte das Manuskript bereits auf seinem Tisch liegen müssen.

Finnegan lehnte sich zurück und ließ den Blick durch den Raum schweifen. »Hier haben wir uns zum ersten Mal getroffen, nachdem ich *Pierce in Paris* eingekauft hab. Vor neun Jahren.«

Die Gramercy Tavern lag eine knappe halbe Stunde Fußweg von Annies Wohnung in der Bank Street im West Village entfernt. Für sie war es deutlich praktischer als für Finnegan, denn das Büro von Langley House Books lag ein ganzes Stück den Broadway runter, Höhe 60th Street. Als Teil eines der größten Verlagshäuser der Welt nahm es den Großteil des 23. Stocks ein.

Annie hatte nicht vor, ihrem Lektor gegenüber zuzugeben, er könnte durchaus recht damit haben, dass sie in einer Kleinstadt bestimmt verrückt würde. Sie hatte noch nie woanders als in New York gelebt, es sei denn, man zählte den einen Monat, den sie mit zwanzig in Paris verbracht hatte, um »Künstlerin zu werden«. Sie war in Brooklyn aufgewachsen, ihre erste eigene Bude war ein schäbiges Appartement in der Nähe des Guggenheim-Museums gewesen, und danach eine etwas weniger ratenverseuchte Bleibe in SoHo, als sie die School of Visual Arts in der 23rd Street in Manhattan besuchte, wo sie in einer Vorlesung über Animation ihren John kennengelernt hatte.

John.

Genauso ein Nerd wie sie, bester Freund, Rund-um-die-Uhr-Unterstützung und ihre große Liebe.

Als sich der unfassbare Erfolg einstellte, waren sie und John und bald auch Charlie in das Sandsteinhaus in der Bank Street gezogen. In der Straße hatten früher John Lennon und Yoko gewohnt. Sid Vicious war sogar dort gestorben. Eine Nachbarschaft mit richtig Charakter.

Ja, New York lag ihr im Blut, seine Taxiabgase ihr in der Lunge, selbst wenn von denen immer mehr elektrisch fuhren. Aber das hieß nicht, dass sie sich nicht ändern konnte.

Sie ging auf Finnegans Bemerkung ein, dass sie wieder da saßen, wo alles angefangen hatte. »Und wahrscheinlich sehe ich kaum anders aus als damals.« Sie hob ein wenig die Arme, präsentierte ihren schlabbrigen Strickpulli und schaute an sich herab. »Das könnte sogar dieselbe Jeans sein.«

»Das macht deinen Reiz aus. Der Erfolg ist dir nie zu Kopf gestiegen. Du hast dich doch sogar beinahe vor den Newbery Awards gedrückt, weil du keinen Bock hattest, dich in Schale zu werfen. Ich wünschte fast, du *hättest* dich davor gedrückt. Dann hätte ich an deiner Stelle den Preis entgegennehmen können.«

»John hat mich überredet«, sagte sie und lächelte traurig. »Als ich in diesem Dior-Kleid aus dem Schlafzimmer gekommen bin, hat er gefragt, wer ich bin und was ich mit seiner Frau angestellt hab.« Ihr Blick streifte durch die Bar.

»Schmeckt dir der Heilbutt nicht?« Finnegan zeigte auf den Fisch auf ihrem Teller, den sie kaum angerührt hatte. »Lass ihn zurückgehen. Bestell dir was anderes.«

»Schon okay.«

»Ernsthaft. Du wolltest doch das Huhn haben. Lass ihn zurückgehen und bestell dir das Huhn.«

»Ich will das Huhn nicht. Aber zu noch einem Garden Gimlet würd ich nicht nein sagen.«

Sie deutete auf ihr Cocktailglas. Sie hatte schon zwei gehabt. Finnegan winkte, nahm Blickkontakt mit einem der Kellner auf, zeigte auf Annies leeres Glas und nickte. Der Kellner nickte zurück: Botschaft angekommen.

»Da drüben sitzen zwei Frauen, die schon mehrfach rübergeschaut haben«, murmelte sie. »Bloß nicht umdrehen.«

»Hatte ich nicht vor.«

»Genau das meine ich«, sagte Annie. »Die Leute gucken verstohlen und tuscheln. Selbst in der Schule muss Charlie das ertragen. Die anderen Kinder hänseln ihn. Fragen ihn, ob er Flugstunden nimmt.«

Finnegan verzog das Gesicht.

»Ich bin kein Riesenstar«, sagte Annie. »Nicht mal ein C-Promi. Aber manchmal werd ich trotzdem erkannt. Ich will irgendwo hin, wo mich niemand kennt.«

»Dann nimm dir 'ne Auszeit. Drei Monate. Sechs. Ein Jahr. Egal. Wann immer du so weit bist, stehen wir bereit. Kein Stress.«

»Ich kann den Vorschuss für den nächsten Band zurückzahlen.«

Wieder hob er die Hände. »Sag doch so was nicht.«

Der Kellner tauchte mit ihrem Cocktail auf und nahm das leere Glas mit. Statt den Drink in die Hand zu nehmen und daran zu nippen, starrte sie das Glas an.

»Jede Nacht sehe ich ihn«, flüsterte sie.

Finnegan wartete.

»Ich hab Angst, einzuschlafen, weil er immer kommt.«

»John«, sagte Finnegan.

Annie biss sich auf die Unterlippe. »Er auch. Aber über seine Besuche freue ich mich.«

Du Idiot, dachte Finnegan. Natürlich sprach sie von Evan.

»Jedes Mal versuche ich, ihn zu überreden, wieder runterzukommen. Er steht da an der Kante, und ich gebe alles, um ihn davon zu überzeugen, dass seine verfluchten Pappflügel nicht funktionieren werden. Er hört einfach nicht. Er guckt so fröhlich.«

Annies Augen wurden feucht. Sie wandte den Blick ab und versuchte, sich zusammenzureißen. Sie griff nach ihrem Drink, trank einen Schluck und fühlte, wie sich die Wärme durch ihren Körper arbeitete.

»Ich weiß, du hast das schon hundertmal gehört, aber es war nicht deine Schuld«, sagte Finnegan. »Genauso wenig, wie wenn irgendein Kind geglaubt hätte, dass es Superman ist. Wusstest du, dass es wegen Peter Pan tatsächlich auch Unfälle gab? Kurz nach der Erstveröffentlichung haben sich Kinder verletzt, weil sie fliegen wollten und vom Bett gesprungen sind oder noch schlimmer. Ursprünglich hatte J. M. Barrie es so angelegt, dass Peter und die Verlorenen Jungs ohne jede Hilfe fliegen konnten, aber als er davon hörte, dass sich Kinder verletzt hatten, hat er die Geschichte umgeschrieben, sodass man nur noch fliegen kann, nachdem man mit Feenstaub bestäubt wurde. Er wollte klarstellen, dass Fliegen Zauberei war und normale Kinder es nicht konnten.«

Sie wollte ihm immer noch nicht in die Augen schauen, als er fortfuhr.

»Hör mal, wir sind an einem Punkt, wo man gar nichts mehr machen kann, ohne dass die Rechtsabteilung ankommt und sagt, ›Hier ist Vorsicht geboten‹. Ihr wollt *Goldlöckchen und die drei Bären* neu auflegen? Dann brauchen wir vielleicht einen Hinweis, dass man sich Bären in der echten Welt nicht nähern sollte, weil sie sehr gefährlich sind. Wenn sich Kulturschaffende nur noch zurückhalten, weil es eine verschwin-

dend geringe Chance gibt, dass irgendwer ihr Werk auf komplett irrationale Weise missversteht, wo soll das alles enden?«

Ganz langsam fixierte Annie ihren Lektor. »Er war kein Ir-
rer mit einer Knarre, der wegen Social Media durchgedreht ist.
Er war sechs, Finnegan. Er war sechs Jahre alt.«

»Und wo waren seine Eltern? Warum haben sie ihm nicht
beigebracht, dass nicht alles, was in Büchern steht, echt ist?
Dass, bloß weil ein Pinguin in einem Buch fliegen lernen
kann, es nicht gleich heißt, dass ein Kind aus seiner Wohnung
springen kann? Warum haben sie die Balkontür nicht abge-
schlossen? Wer hat auf ihn aufgepasst? Annie, du kannst dich
deswegen nicht für immer fertigmachen.«

»Du klingst wie John«, hauchte sie. »All das hat er auch ge-
sagt. Ich komm mir vor, als ob ... Ich werd das Gefühl nicht los,
dass das, was John passiert ist, irgendwie Karma war. Das Uni-
versum, das alles wieder ins Gleichgewicht bringen wollte.«

»Annie.«

»Ich habe diesen Jungen getötet, und dann hat jemand John
getötet.« Sie rang sich ein bitteres Lächeln ab. »Vielleicht sollte
ich es gut sein lassen. Ich habe meine Strafe bekommen. Die
Götter haben gesprochen.«

Finnegan wusste nicht, was er darauf antworten sollte. Er
schaute sich nach dem Kellner um und überlegte, einfach
nach der Rechnung zu fragen, damit sie von hier verschwin-
den konnten.

»Ach, scheiße«, sagte Annie.

»Was?«

»Eine von denen kommt rüber.«

Eine schlanke Frau Ende dreißig, Anfang vierzig, die aus-
sah, als wäre sie der Titelseite eines Ann-Taylor-Katalogs ent-
stiegen, kam näher und schaute zaghaft drein. »Tut mir furcht-

bar leid«, sagte sie und lächelte etwas befangen. »Eigentlich mach ich so was nicht. Wirklich nicht. Irgendwann war ich mal hier, und Al Pacino saß an dem Tisch da drüben, da wollte ich unbedingt Hallo sagen, hab's aber nicht getan, aber Sie sind Annie Blunt, und ich muss Ihnen einfach sagen, wie sehr unsere ganze Familie Ihre Bücher liebt.«

Annie zwang sich ein Lächeln aufs Gesicht. »Das ist lieb von Ihnen.«

»Wir haben Ihre Bücher gekauft, als unsere Tochter noch klein war, und sie ihr jeden Abend vorgelesen, und obwohl sie jetzt schon älter ist, kaufen wir das Neueste immer sofort, sie hat sie alle in ihrem Zimmer im Regal stehen. Ich wünschte so sehr, ich hätte eins für ein Autogramm dabei. Sie heißt Emily.«

Annie lächelte weiter in der Hoffnung, wenn sie nichts sagte, würde die Frau vielleicht weggehen.

»Wir finden, man könnte aus Pierce eine großartige Zeichentrickserie machen. Meinen Sie, da könnte je was draus werden?«

Da schaltete Finnegan sich ein. »Es gab natürlich schon Angebote, aber, und an der Stelle kann ich für Ms. Blunt sprechen, wir sind der Meinung, dass Pierce am besten auf dem Papier und in der Vorstellungskraft der Leserinnen und Leser funktioniert. Aber seien Sie versichert, dass Sie mit Ihrem Vorschlag nicht allein sind.«

»Na, auf jeden Fall, mehr wollte ich gar nicht«, sagte die Frau. »Guten Appetit noch!«

Als die Besucherin zu ihrem Tisch zurückkehrte, stieß Annie ein erleichtertes Seufzen aus. »Danke«, sagte sie leise zu ihrem Lektor. »Ich kann gerade einfach nicht ...«

Die Frau war stehen geblieben, als hätte sie etwas verges-

sen. Sie machte kehrt, kam zurück und schaute Annie direkt an. »Nur eine Sache noch. Ich war mir eben nicht sicher, ob ich es ansprechen soll, aber ich muss Ihnen einfach sagen, dass für uns von all Ihren Büchern *Pierce lernt fliegen* auf jeden Fall das beste ist. Es ist einfach wunderbar, und ich kann Ihnen sagen, *unsere* Emily war ganz sicher klug genug, deshalb nicht vom Balkon zu springen.« Sie lächelte strahlend. »Wundervollen Tag noch.«

ZWEI

Als John Traynor nach Abschluss der Kunsthochschule seinen ersten richtigen Job in einem New Yorker Animationsstudio ergatterte, beschloss er, diesen Umstand zu feiern, indem er sich selbst eine Micky-Maus-Armbanduhr schenkte. Es schien ihm schlicht das Richtige zu sein.

»Nein, nein«, sagte Annie, »Nicht Micky. Zu klischeehaft. Ich wette, die Hälfte der Leute, die da arbeiten, haben eine Micky-Maus-Uhr. Nimm irgendwas, was ein bisschen spezieller ist.«

Sie spazierten durch diverse Läden in SoHo und Greenwich Village, darunter auch eine Zeichentrick-Galerie – nicht, weil sie Uhren verkaufte, sondern weil es dort gerahmte Original-Zelluloidstreifen von frühen Cartoons der Warner Bros. und zeitgenössischen Serien wie den *Simpsons* gab, allerdings allesamt außerhalb ihres Budgets. Als Mittzwanziger hauten sie alles Geld, das sie nach der Miete noch übrig hatten, für Kaffee und Gras auf den Kopf.

Da John jetzt aber Aussicht auf ein geregeltes Einkommen hatte, schien ihnen ein kleiner Kaufrausch angemessen zu sein. Sie waren in einem Alter, in dem sie das Gefühl hatten, alles zu haben, was man sich je wünschen konnte, weil sie einander hatten. Was kümmerten sie schicke Autos und Apartments und teure Abendessen in irgendwelchen Nobelschuppen?

Sie hatten das Studium hinter sich und probierten jetzt die-

ses Erwachsensein aus, auch wenn das in ihrem Fall hieß, Unterhaltung für Kinder zu erschaffen. Zumindest war das Johns Ziel. Annie war sich noch nicht so sicher, wohin die Reise ging.

Ihr Traum war immer gewesen, Bücher für ein junges Publikum zu schreiben und zu illustrieren, aber was für eine Chance hatte sie schon gegen die Millionen anderen, die dem gleichen Traum nachjagten? Also hatte sie ihren Lebenslauf auch auf mehreren Seiten für Webdesign und Grafikdesign hochgeladen. Ihrer Kreativität mit Bildschirm, Maus und Tastatur Ausdruck zu verleihen, war nicht ihre erste Wahl, aber irgendwie musste man ja über die Runden kommen, oder? Auf jeden Fall besser, als zu kellnern oder eins dieser armen Schweine zu sein, die an der Kreuzung Schirme verkauften, wenn es anfang, zu regnen.

»Die da!« Annie zeigte auf eine Vitrine.

Sie waren in einem Comicladen gelandet, der sehr viel mehr als nur die Abenteuer von Aquaman und Wolverine zu bieten hatte: Es gab Actionfiguren, Schiffsmodelle aus *Star Wars* und *Star Trek*, außerdem sämtliche Varianten des Batmobils, in dem Bruce Wayne auf der Jagd nach dem Joker durch Gotham City gedüst war.

Und es gab Uhren.

»Was haben wir denn da?«, sagte John.

Der Junge hinterm Tresen schloss die Vitrine auf und legte die Uhr in Johns Hände. Auf dem Ziffernblatt war nicht Mickey Maus zu sehen, sondern dieser schrullige Typ, dessen Versuche, die Erde in die Luft zu jagen, immer wieder von Bugs Bunny vereitelt wurden: Marvin der Marsmensch.

Er hatte die Arme vor der Brust verschränkt und machte ein genervtes Gesicht, nach dem Motto *Immer wenn ich die*

Menschheit auslöschen will, klappt es nicht, und ich bin soooo wütend.

John schlang ihn sich bewundernd ums Handgelenk. »Was sagst du?«

»Was sagst *du*?«, gab Annie zurück.

»Passt perfekt. Ulkig.«

Er nahm sie nicht mehr ab, um sie zurück in die Verpackung zu legen. Er bezahlte sie und trug sie nach Hause, wo sie Makaroni mit Käse aus der Dose speisten und dazu eine Flasche des billigsten Sekts köpften, die der Weinladen um die Ecke im Angebot hatte. Dann vögelten sie sich die Seele aus dem Leib und schauten hinterher *Letterman*.

War das ein Leben.

Eines Tages beim Frühstück sagte John: »Bock, diese Woche zu heiraten?«

Annie nippte an ihrem Kaffee. »Ich hab noch nix vor. Wie wär's mit Freitag?«

Sie riefen Familie und Freunde an, hielten die Gesamtzahl unter zwanzig, weil das die Menge an Gästen war, die man zu einer Trauung im Rathaus mitnehmen konnte, und luden hinterher alle zu Chicken Wings und Bier in ihre Wohnung ein.

Zwar betrachteten sie die ganze Sache nicht allzu schnulzig, aber sie glaubten schon daran, dass es ihnen bestimmt gewesen war, einander zu finden. Sie hatten sich an der Kunsthochschule in der Animationsvorlesung kennengelernt, wo Annie eher skurrile Figuren gekritzelt hatte, als sich Notizen zu machen, und John sich zu ihr gebeugt und geflüstert hatte, wie sehr sie ihm gefielen. Er war nicht der heißeste Typ, mit dem Annie je was gehabt hatte. Obwohl er noch in den Zwanzigern war, lichtetete sich sein Haar bereits. Er hatte ein Fettröll-

chen über dem Gürtel und spähte durch dicke Brillengläser in die Welt hinaus, aber hey, das war eben eine Kunsthochschule mit einem Überangebot an Nerds, Sportskanonen waren hier Mangelware, und wenn sie ehrlich war, war sie auch kein Supermodel. Wilde, wuschelige Haare, stämmige Hüften, die meisten Klamotten aus »Vintage«-Läden, was bloß eine nette Umschreibung dafür war, dass jemand anders die Sachen schon vor ihr getragen hatte, und sie verwendete auch weder viel Zeit noch viel Geld auf Make-up.

Drauf geschissen. Sie war nicht auf der Welt, damit irgendwelche Kerle sie anglotzen konnten. Sie wollte etwas *erschaffen*. Sie wollte *Kunst* schaffen. Wenn sie an ihrem Arbeitsplatz saß, Schriftarten und Hintergrundfarben auswählte und Verlinkungen erstellte, lagen auf dem Schreibtisch neben ihrem Mauspad trotzdem immer Fineliner und Skizzenbuch.

Ein ganzes davon füllte sie mit Entwürfen eines niedlichen Eisbären, den sie Barry taufte. Barry reiste um die ganze Welt, um die Menschen vorm Abschmelzen der Polkappen zu warnen. Anhand dieser Entwürfe ging sie dazu über, ein Musterbuch zusammenzustellen. Zwanzig Seiten mit Text und Illustrationen. Und wie es ihre Art war, bastelte Annie außerdem ein fünfzehn Zentimeter hohes 3D-Modell von Barry, um ihn von allen Seiten betrachten zu können. Sie fing an mit einem Drahtgeflecht, formte den Körper aus zusammengeknüllter Alufolie und vollendete Rumpf, Gliedmaßen und Kopf mit Plastilin.

Das Buch schickte sie an diverse Verlage. Die wenigsten reagierten, und wenn, dann nur mit Absagen. Zu moralisierend, hieß es da. Die Botschaft sei ja nicht verkehrt, aber man müsse es den Kindern nicht dermaßen eintrichtern.

Eine Zeit lang ließ Annie ihren Traum schlummern und

designte weiter Internetseiten, während John Tag für Tag ins Animationsstudio ging. Das Leben hatte eine Routine entwickelt, die fast schon als banal durchging. Was sie verdienten, wäre überall anders nicht übel gewesen, aber die Mietpreise in New York waren mörderisch. Sie hatten kein Auto und benutzten auch nur selten ein Taxi, sondern verließen sich auf den öffentlichen Nahverkehr oder gingen zu Fuß.

Johns einzige Extravaganz war sein Smartphone, mit dem er ständig im Netz war, um auf YouTube oder sonst wo animierte Kurzfilme zu schauen. Das war seine Sucht, wie er auch bereitwillig zugab, und sie nahm solche Ausmaße an, dass er nicht mal den Bürgersteig entlanggehen konnte, ohne auf sein Telefon zu starren und über irgendwelche Schnipsel aus alten *Daffy-Duck*-Folgen oder politisch inkorrekte Szenen aus *Family Guy* zu lachen. Immer wieder warnte Annie ihn, diese Besessenheit werde ihn noch mal ins Grab bringen. Sie zeigte ihm Videos von Überwachungskameras, wo Leute in geöffnete Kellerluken stürzten, wie es sie in New York überall gab.

Er beachtete sie nicht.

Eines Tages klebte sein Blick mal wieder am Display seines Telefons, er guckte den Looney-Tunes-Klassiker *Rabbit of Seville* mit Bugs Bunny, da rannte er geradewegs gegen einen Laternenpfahl, und zwar so hart, dass er sich eine schöne Beule an der Stirn holte. Annie lachte ihn aus und hatte hinterher ein schlechtes Gewissen, aber er hatte es echt verdient.

Solange sie keine unerwarteten Ausgaben befürchten mussten, würden sie über die Runden kommen. Und Gott bewahre, dass einer von ihnen krank wurde, denn eine anständige Krankenversicherung hatten sie beide nicht.

Und dann gab es eine Überraschung.

»Oh, Mist«, meinte John, als sie vom Arztbesuch zurückkam und ihm eröffnete, sie sei schwanger.

Nicht gerade das, was sie hatte hören wollen.

Aber er ruderte schnell zurück. »Wir kriegen das hin«, bezeugte er und fing dann unvermittelt an zu lachen. »Fuck, ich hab keine Ahnung, wie, aber wir kriegen das hin.«

Und das taten sie. Sieben Monate später wurde Charlie geboren, und obwohl ihnen jetzt ein Einkommen wegbrach, war es ein freudiges Ereignis. John suchte sich einen Zweitjob halbtags und arbeitete abends in der Küche eines italienischen Restaurants um die Ecke (immerhin ergatterte er hin und wieder kostenlose Pizzen). Annies Eltern waren bereits beide gestorben, obwohl sie erst dreiundzwanzig war, aber Johns schickten ihnen etwas, sooft sie konnten, nur waren sie einfache Arbeiter und hatten ihre eigenen Geldsorgen.

Fürs Erste gab es keine Webseiten zu designen, aber selbst beim Stillen lagen Stift und Skizzenbuch nie außer Reichweite.

Eines Nachts, als das Baby sieben Wochen alt und hungrig war und Annie kaum die Augen offenhalten konnte, dachte sie an einen Pinguin, der die Welt jenseits der Antarktis erforschen wollte.

Wann immer Charlie schlummerte, arbeitete Annie ihre neue Figur weiter aus. Sie formte ein neues Drahtgerüst und baute ein weiteres dreidimensionales Modell, wie sie es bei Barry dem Bären getan hatte. Sie würde ihren Pinguin Pierce nennen. Er würde seine Mitpinguine fragen, warum zur Hölle (okay, nicht *Hölle*, aber warum um alles in der Welt) sie Flügel hatten, wenn sie damit nicht fliegen konnten. Sie waren ungefähr so sinnlos wie die Ärmchen eines T-Rex. Er aber wollte sich durch seine überflüssigen Flügel nicht vom Reisen ab-

halten lassen, also sparte er das Geld, das er bei seinem Job im Buchladen verdiente (einem Buchladen, der fast nur Thriller verkaufte und Chiller hieß), und kaufte sich Flugtickets. Immer startete er vom Antarctica International Airport, wo die Jumbojets mit Skiern ausgerüstet wurden.

Das erste Buch, das Annie zusammenstellte, war *Pierce in Paris*: Er besichtigte den Eiffelturm und den Louvre, kaufte sich eine Baskenmütze und war einfach der flotteste Pinguin, der je die Champs-Élysées entlangspazierte. Dann kehrte er an den Südpol zurück und berichtete allen von seinen Abenteuern, beschloss aber gleich, dass er nicht lange bleiben würde. Es gab noch so viel zu sehen!

Einer der Verlagslektoren, die ihr Öko-Eisbärbuch abgelehnt hatten, hatte gleichwohl ihren Zeichenstil gelobt, also beschloss sie, ihm eine Kopie ihres ersten Pierce-Buchs zu schicken.

Eine Woche verging. Dann zwei. Ein Monat ohne Reaktion. Sie war drauf und dran, ihr Manuskript einem anderen Verlag zu schicken, da klingelte ihr Telefon.

Es war Finnegan Sproule. »Kennen Sie die Gramercy Tavern?«

Na ja, sie hatte von dem Laden *gehört*, ihn aber nie betreten.

Bei ihrem ersten gemeinsamen Mittagessen sagte er zu ihr: »Das ist echt was Besonderes. Es hat unglaubliches Potenzial. Haben Sie eine Agentur?«

»Eine Agentur?«

»Eine Literaturagentur. Ich könnte Ihnen jetzt ein Angebot machen, auf das Sie sofort anspringen, weil es Ihnen vorkommt wie eine Menge Knete, obwohl es für meinen Verlag bloß Taschengeld ist. Sie brauchen jemanden auf Ihrer Seite. Ich mache Ihnen ein paar Vorschläge, allesamt angesehen.

Oder Sie hören sich um und suchen sich selbst wen. Aber ich will dieses Buch haben und bin bereit, ein Pre-empt anzubieten.«

»Was bitte?«

»Eine Art Vorkaufsrecht. Ihr Agent wird es Ihnen erklären.«

Annie fand eine Agentur. Ein Vertrag wurde ausgehandelt. War es ein Vermögen? Nein. Aber es war genug, um ihre Nerven zu beruhigen, und es erlaubte Annie und John und Charlie, sich eine etwas größere Wohnung in einer etwas besseren Gegend zu suchen.

Das Buch erschien. Und interessierte niemanden.

Na gut, nicht niemanden. Die Verkaufszahlen lagen im niedrigen vierstelligen Bereich. Annie hielt ein paar Signierstunden in einigen Barnes & Nobles in Manhattan ab. Der Andrang war überschaubar. Eine Lesereise gab es nicht.

»Keine Sorge«, sagte Finnegan zu ihr. »Mach dich über Band zwei her.«

Dieses Buch wurde zu *Pierce in London*. Der Pinguin traf die Queen; das war natürlich noch vor ihrem Tod gewesen. Er besuchte den Buckingham Palace, ging ins Victoria and Albert Museum, fuhr mit einem Taxi durch die Stadt und probierte Fish and Chips.

Nach der verhaltenen Reaktion auf das erste Buch machte Annie sich wenig Hoffnung, dass der Nachfolger ein Erfolg werden würde. Sie hatte schon Ideen für einen dritten Band, in dem es Pierce nach Tokio verschlagen würde, aber hatte das überhaupt einen Sinn?

Wie sich herausstellte, sehr wohl.

Die Moderatorin eines New Yorker Morgenmagazins erwähnte das Buch im Fernsehen und erzählte, sie habe es ihrem Sohn vorgelesen, der es geliebt habe. Ein paar Tage lang

schossen die Verkaufszahlen bei Amazon in die Höhe. Die Presseabteilung des Verlags wandte sich an die Moderatorin und verkündete: »Die Autorin wohnt nur ein paar Straßen von Ihrem Studio entfernt. Vielleicht möchten Sie sie in Ihre Show einladen, um mit ihr über ihren weltbummelnden Pinguin zu sprechen?«

Und so landete Annie in der *Today*-Show.

Das London-Buch stahl sich auf die Bestsellerliste für Kinderbücher. Immer mehr Buchläden luden Annie ein, vor jungem Publikum zu lesen. Der Verlag schickte sie auf Lesereise durch sechs Städte.

Pierce in Tokio stieg auf Platz eins der Kinderbuch-Bestsellerliste ein.

Dann trudelten die ersten Merchandising-Angebote ein: Notizblöcke und Sticker mit Pierce dem Pinguin. Stark vereinfachte Versionen der Geschichten, die als Kartonbilderbücher für ganz Kleine herauskommen sollten. Ein Kuscheltier. Es gab sogar Angebote fürs Fernsehen, und obwohl das Geld sehr verlockend war, lehnte Annie sie alle ab. Pierce war kein Fernsehstar. Er würde seine Seele nicht verkaufen.

Aber auch ohne die Fernsehgelder hatten Annie und John bald mehr, als sie sich in ihren kühnsten Träumen je hätten ausmalen können. Sie schworen einander, sich vom plötzlichen Reichtum nicht verändern zu lassen, aber trotz ihrer besten Absichten war das nicht durchzuhalten. Das schöne Sandsteinhaus in der Bank Street war Beweis genug.